Milch verlustig gehe. Das Geschworenenamt kann doch jeder andere ebensogut wie ich versehen. Sie machen sich ja keine Vorstellung, Euer Gnaden, welche Scherereien ich schon mit dieser Kuh gehabt habe! Ihretwegen habe ich der Hochzeit meines ältesten Jungen nicht beiwohnen können, der sich ausgerechnet eine Frau aus der Nähe von Boston genommen hat und nicht zu bewegen war, eben mit Rücksicht auf die Kuh ein Weib aus der Nachbarschaft zu wählen, Euer Gnaden werden einsehen, daß es unter diesen Umständen einmal ohne mich gehen muß." — „Mein lieber Herr Tryon", entgegnete der Richter, „ich sehe ein, daß Sie sich in einer Notlage befinden, kann Ihnen aber nicht helfen. Sie sind ausgelost und müssen daher Ihr Amt als Geschworener ausüben. Bezüglich der Kuh will ich aber sehen, was sich machen läßt." — Leise fluchend nimmt Tryon seinen Platz auf der Geschworenenbank ein. Die ganze Verhandlung, der Einbruch, die gewechselten Revolverschüsse, die Gutachten der gelehrten Sachverständigen, die heftigen Auseinandersetzungen zwischen Verteidigern und Staatsanwalt, alles das interessiert ihn nicht im geringsten. Finster brütend sitzt er da. Letzten Endes wird der unglückliche Angeklagte die Folgen seines Zorns zu tragen haben. Die Sitzung dauert an; endlich gibt es eine Pause, und die erstaunten Geschworenen werden gebeten, in einem vor dem Gerichtsgebäude haltenden Autobus Platz zu nehmen. Unterwegs erfahren sie, daß sich, wie inzwischen auf Veranlassung des Richters festgestellt wurde, die Tryon'sche Kuh in der Tat von niemand melken lassen will. Infolgedessen müssen sich, solange die Sitzungen dauern, die Geschworenen jeden Morgen und Abend nach Hilltown begeben, um dem Melken der bewußten Kuh beizuwohnen. Auf umgekehrten Milcheimern sitzend, sehen sie täglich zweimal zu, wie Tryon, der nach amerikanischem Recht während der Sitzungsdauer von seinen Mitgeschworenen nicht getrennt werden darf, seine Kuh melkt. Uebrigens soll man mit diesem Ausweg des klugen Richters gar nicht so unzufrieden gewesen sein. Die Geschworenen empfinden die „Sitzungen" im Kuhstall als eine angenehme Abwechslung nach den langweiligen Verhandlungen im Gerichtssaal.

Am Ausguck

Die Bundesgenossen.

Lloyd George hatte, als er noch Ministerpräsident war, mit seinem französischen Kollegen Briand einige schwierige Verhandlungen zu führen, die er dadurch erfolgreich zu gestalten suchte, daß er dem Franzosen einige Schmeicheleien über seine Landsleute sagte. „Ach, mein lieber Präsident," äußerte er, „welch wunderbares Volk sind doch die Franzosen, besonders Ihre engeren Landsleute, die Bretonen; welch tüchtige Soldaten!" — „Ja! Ja!" meinte Briand, ohne sonderliche Begeisterung zu verraten. — „Wissen Sie, "fuhr Lloyd George fort, — „ich spreche nicht ohne Grund. Ich hatte einmal an der Front Gelegenheit, dem Angriff eines bretonischen Regiments beizuwohnen." — „So? Wirklich?" meinte der französische Minister .— „Jawohl. Welch ein Schneid! Die Begeisterung, mit der sie vorgingen, war wirklich bewunderungswürdig." — „Ach!" berichtigte Briand, „verwunderlich war das gar nicht, sondern die Aeußerung der seit Jahrhunderten angesammelten Gefühle. Sie glaubten nämlich, sie kämpften gegen die Engländer!" — Lloyd George war sprachlos. — „Ja!" fuhr der Franzose unbekümmert fort. „Durch irgend ein Mißverständnis war diese Meinung aufgekommen, und wir haben natürlich nichts getan, um den Irrtum aufzuklären."

Die Rivalen.

Der englische Dichter Tennyson war auf seinen amerikanischen Kollegen Longfellow nicht gerade gut zu sprechen. Dies an sich nicht gerade erquickliche Verhältnis sollte sich jedoch bei einer Gelegenheit als recht angenehm für die Freunde des Dichters erweisen. Tennyson war bei dem Schriftsteller Charles Brookfield zu Tisch geladen. Als die Tafel aufgehoben war und man gemütlich beisammen saß, legte Tennyson plötzlich seine Füße auf den Tisch und schaukelte bequem auf zwei Stuhlbeinen. Diese Sitte ist in den Vereinigten Staaten auch heute noch durchaus verbreitet, den korrekten Engländern aber ein Greuel. Alle Vorstellungen, eine angemessene Haltung anzunehmen,



Der Weltumsegler Francis Drake, zur 300. Wiederkehr der Einführung der Kartoffel in Europa.



Geburtshaus des Weltumseglers Drake in Crowndale, wo auch die Museen untergebracht.

fruchteten nichts. „Nehmen Sie doch Ihre Füße vom Tisch, Tennyson", bat der Gastgeber. — „Aber warum denn, ich fühle mich so recht gemütlich," war die Entgegnung. — „Sehen Sie doch nur, man wird schon aufmerksam, alle Welt starrt auf Sie!" — „Lassen Sie sie ruhig starren," antwortete der Dichter. „Tennyson," meinte schließlich Brookfield, „seien Sie doch vernünftig. Man wird Sie noch für Longfellow halten." — Im gleichen Augenblick zog Tennyson die Füße vom Tisch!

Wie tief taucht der Walfisch?

Lange Zeit waren die Ansichten über die Tiefen, in denen sich Walfische aufhalten können, sehr verschiedens Einige Walfischjäger leugneten überhaupt, daß sich der Walfisch in größere Tiefen begebe. Auf Grund einer Reihe von Beobachtungen konnte festgestellt werden, daß Finnwale nicht solche Tiefen wie ihre bedeutend größeren Vettern aufsuchen. Die von den Walen erreichte Tiefe läßt sich leicht an der beim Harpunieren abgerollten Leine ablesen, da die Wale senkrecht hinabtauchen. Die großen Walfische tauchen in Tiefen von 7—800 Faden (ein Faden = 1,82 Meter) und verweilen dort bis zu einer Stunde, manchmal auch länger. Der Grönlandwal stirbt häufig in dieser Tiefe und muß tot heraufgeholt werden . Wo das Meer nicht so tief ist, stößt der Walfisch. der mit rasender Geschwindigkeit taucht, zuweilen auf den Meeresboden auf und stirbt durch diesen Anprall. Der Narwal sucht, verwundet, nicht so große Tiefen auf. Man hat dsa in Zusammenhang gebracht mit der Speckschicht, die beim Grönlandwal stärker ist, so daß dieser einem größeren Wasserdruck gewachsen zu sein scheint.

Ein italienisches Kulturwerk.

In Istrien ist vom italienischen Staate eine beachtenswerte Arbeit in Angriff genommen, die für weite Kreise wohltuende Folgen haben wird: die Regulierung der Arsa, ein Werk, das die Bevölkerung des betreffenden Gebiets seit dem Jahre 1771 immer wieder vergeblich gefordert hat. An der Regulierung dieses gar nicht so großen istrischen Flusses sind etwa 4000 Grundbesitzer und weitere 50 000 Einwohner von sieben benachbarten Bezirken lebhaft interessiert. Man hofft dadurch 4100 Hektar jetzt versumpften und meist unter Wasser stehenden Landes urbar zu machen, womit auch vom gesundheitlichen Gesichtspunkt große Vorteile verbunden sein würden. Nach Vollendung der Arbeiten können die Täler der Arsa und des Carpano, die heute so gut wie unbewohnt sind, dicht mit Bauern und Handwerkern besiedelt werden, die sich heute aus Furcht vor der Malaria auf dem nahen, aber weit weniger fruchtbaren Hügelland niedergelassen haben. Man rechnet damit, daß die neu zu gewinnenden Ländereien eine wahre Kornkammer Istriens abgeben werden.

Königliche Küchen.

Wie kostspielig königliche Küchen sind, geht aus folgender Zusammenstellung hervor. Die Küche in Windsor enthält fast für 40 000 Mark Kupfer- und für 146 000 Mark Silber- und silberplattierte Geräte. Georg III. gab 200 000 Mark für Einrichtungsgegenstände aus, die meist aus farbigem Eichenholz sind und, auch abgesehen von ihrem historischen Interesse, sehr im Wert gestiegen sind. Sehr viel kostbarer war die Küche des Zaren. Bald nach seiner Thronbesteigung gab der Zar 1 800 000 Mark für die Umgestaltung und Einrichtung der Küchen im Winterpalast in St. Petersburg aus. Alle Kochgeräte waren aus massivem Silber. Die Gewürzkästchen sind aus echtem Gold, die Kochherde und Bratöfen mit Silber eingefaßt. Zu der Ausstattung der Küche gehörten 3000 Silberlöffel und ein goldener Bratrost, der von Katharina der Großen stammt. Der Hauptkoch bezog ein jährliches Gehalt von 160 000 Mark, seine sechs Unterköche haben Gehälter von 20 000 bis 30 000 Mark. Im ganzen stellten sich die Küchenkosten des Zaren auf jährlich rund 2 400 000 Mark. Die teuerste Küche nach dieser gehört dem spanischen Hof. Die Kochgeräte haben allein einen Wert von fast 500 000 Mark, sie sind schon sehr alt. Die wertvollste Küche der Welt besitzt jedoch der Schah von Persien in Teheran. Sogar die Kochtöpfe sind mit Gold überzogen und die an der königlichen Tafel gebrauchten Teller und Schüsseln sind aus echtem Gold, das mit Edelsteinen besetzt ist. Neben den königlichen Küchen kommen hinsichtlich der Kostbarkeit höchstens die der amerikanischen Millionäre in Betracht. Die Einrichtung der Vanderbiltschen Küche in Newyork kostete 2 000 000 Mark, und John Ashbury, ein kalifornischer Millionär, der sich einen prächtigen Wohnsitz in der Nähe von Philadelphia baute, gab für Küchen und Keller allein 5 000 000 Mark aus.

Büchertisch

In äußerst schmuckem Gewande stellt sich im 46. Jahrgang der **Illustrierte Deutsche Volks- und Reichskalender 1928** ein, der als Gratis-Zugabe einen praktischen Wandkalender enthält. Außer dem reichhaltigen, interessanten Kalendarium, in dem auch die Vorhersagungen des „hundertjährigen Kalenders" nicht fehlen, bringt er das vollständige Verzeichnis sämtlicher deutschen Messen und Märkte für das Jahr 1928. Dem unterhaltenden Teil ist große Sorgfalt erwiesen. Novellen, Skizzen, belehrende Aufsätze, Gedichte, praktische Ratschläge wechseln mit Witzen und Anekdoten und mögen manchen langen Winterabend verkürzen. Viele drucktechnisch vorzüglich gelungene und interessante Bildbeilagen beleben diesen in jeder Hinsicht empfehlenswerten, im wahren Sinne des Wortes „Volks-Kalender".

In zehn Stunden zu Wasser von Hamburg nach Neuyork! Heute noch eine Unmöglichkeit, aber vielleicht schon morgen erleben wir es. Im Geiste erleben wir es in dem neuen Roman der **„Münchner Illustrierten Presse"**, der in der neuesten Nummer (Nr. 44) zu erscheinen beginnt. — Die gleiche Nummer enthält das Preisausschreiben: Wer ist die schönste von den acht schönen Ziegfeld-Girls, die ihre Photographien der „Münchner Illustrierten" zur Verfügung gestellt haben. — Ein interessanter Bilderaufsatz behandelt die neuesten Bauten des goldenen Westens Amerikas, Stil aus aller Herren Länder und aus aller Länder Zeiten. — Wie sah die Schönheitskönigin zur Eiszeit, wie bei den Aegyptern, wie bei den Kretern, wie sah sie bis auf unsere Tage aus? Das wird im Bilde vorgeführt. — Von aktuellen Bildern nennen wir besonders die Zeichnung von Eduard Thönny vom „Großen Herbstempfang im Münchner Rathaus". Wir erwähnen noch die Bilderfolgen „Kamera-Besuch bei Hagenbeck", „Rußland und die Andern" und „Neue Wagen auf der Londoner Autoschau".

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 44 — Donnerstag, 3. November — 1927

Der Sternenhimmel im November 1927

Von Max Valier.

Zu Beginn des Berichtsmonats erhebt sich die Sonne um 6 Uhr 50 Minuten, gegen Monatsende erst um 7 Uhr 40 Min. über den südöstlichen Horizont und sinkt um 16 Uhr 40 Minuten bezw. schon um 16 Uhr unter den südwestlichen Bogen des Gesichtskreises. Die Abende beginnen besonders früh und sind deshalb zur Beobachtung der Himmelswunder vorzüglich geeignet, zumal sie noch nicht die scharfe Kälte der Hochwinternächte aufzuweisen pflegen. Allerdings behindert gerade im November oft der Nebel das Studium des Sternenhimmels.

Richten wir schon bald nach Sonnenuntergang in der Dämmerung unsern Blick zum Firmamente empor, dann finden wir zur Monatsmitte um 18 Uhr den Himmel in derselben Stellung wie zur Oktobermitte um 20 Uhr oder Septembermitte um 22 Uhr oder zur Mitternacht des August, also noch ganz erfüllt von den spätsommerlichen und herbstlichen Fixsternbildern: Bootes im Nordwesten, Schlange und Schlangenträger im Westen, den Schützen im Südwesten, den Steinbock rechts bei Süd und Fomalhaut links vom Südpunkte des Gesichtskreises tief am Himmel, während das Sternendreieck aus Leyer, Schwan und Adler das hohe Feld des Scheitelpunktes bedecken.

Aber im Laufe der hereinbrechenden Nacht ändert sich das Bild des Firmaments rasch. Nehmen wir als Zeitpunkt der Beobachtung am 1. November 22 Uhr, am 15. d. M. 21 Uhr und am Monatsende 20 Uhr, dann haben wir die Sternfiguren in der nachstehend beschriebenen Stellung am Himmel: Genau im Nordwesten versinken die mäßig hellen Sterne des Herkules, während im Westen der Adler den Horizont streift. Zwischen beiden, etwas höher im Westsüdwesten, blitzt Wega hervor, der hellste Stern des weichenden Sommerhimmels; und das schöne Kreuz des Schwans steht fast senkrecht im Zuge der Milchstraße, ein herrlicher Anblick. Tief über Südwest finden wir den Wassermann, über ihm Pegasus, das Musenpferd, ganz tief rechts beim Südpunkte den flimmernden Fomalhaut im südlichen Fisch. Das Hauptfeld des Himmels aber, in der Mittagslinie von Nord über den Scheitelpunkt nach Süd, beherrschen Walfisch und Fische, darunter auch der machtvoll strahlende Jupiter. Steil zu Häupten sehen wir die drei schönen goldigen Hauptsterne der Andromeda, fast im Scheitel selbst den berühmten Andromeda-Spiralnebel, der sich dem freien Auge als mattes Wölkchen, im Feldstecher als neblige Scheibe, im starken Fernrohr aber als eines der herrlichsten Himmelswunder darbietet. Ueber dem Scheitelpunkt endlich glänzen die fünf Sterne der Cassiopeja, die ein großes lateinisches W bilden. Perseus' Sternguirlande schließt den Reigen dieser herbstlichen Zone nach links ab. Auf ihn folgen, im Osten emportauchend, die unvergleichlich schönen Sternbilder um Orion, die das Winterfirmament krönen. Die drei prachtvollen Gürtelsterne des Orion fallen durch ihr gleichmäßiges Licht und ihren gleichen Abstand voneinander auf, während die beiden Hauptsterne erster Größe, der obere Schulterstern Beteigeuze und der untere Fußstern Rigel, zu den blendendsten Sternensonnen zählen. Sie werden weder von Aldebaran im Stier noch von den beiden Zwillingen Castor und Pollux erreicht, die über Ostnordost in halb liegender Stellung heraufschweben. Zuhöchst über diesem Gebiet blitzt die glitzernde Capella im Fuhrmann im Zuge der Milchstraße auf. — Tief im Norden, unter dem Polarstern befindet sich der Große Bär in seiner unteren Kulmination, während der Drache nach Nordwesten droht und Cepheus den Raum gegen den Scheitelpunkt des Himmels hin erfüllt.

Von den Planeten ist Merkur zunächst in der ersten Monatshälfte unsichtbar, denn er geht am 10. November zwischen Sonne und Erde hindurch, wobei er — ein seltenes Himmelsschauspiel — sogar vor der Sonnenscheibe selbst als ein winziger schwarzer Punkt vorüberzieht. Der Eintritt Merkurs in die Sonnenscheibe, der schon um 4 Uhr 2 Min. früh erfolgt, kann in Europa nicht verfolgt werden; dann aber läßt sich Merkur auf der Sonnenscheibe durch Fernrohre mit Blendgläsern beobachten. Der Austritt des winzigen Merkurscheibchens erfolgt zwischen 9 Uhr 27 und 9 Uhr 29 Minuten vormittags. Da der Durchmesser Merkurs nur etwa 10 Bogensekunden beträgt, ist eine 200fache Vergrößerung erforderlich, wenn sein Bild ebenso groß sein soll wie der mit freiem Auge gesehene Vollmond. Eine 3malige Vergrößerung reicht hin, das pechschwarze Merkurscheibchen auf der Sonne zu erblicken und an seinem Wandern durch die (scheinbar) feststehenden Sonnenflecke zu erkennen. — Der Planet Venus ist im ganzen Berichtsmonat hellstrahlender Morgenstern. Am 21. kommt sie in ihre größte Sonnenentfernung und erscheint im Fernrohre wie der Mond im Viertel. Mars erhebt sich zwar auch schon wieder vor der Sonne, ist aber in der hellen Dämmerung für Laien selbst am Monatsende kaum zu finden. Dafür beherrscht der königliche Planet Jupiter den ganzen Abendhimmel bis über Mitternacht hinaus. Saturn verschwindet zu Monatsanfang und bleibt dann in der abendlichen Dämmerung unsichtbar. Uranus steht günstig in den Fischen, nicht zu weit von Jupiter entfernt. Neptun im Löwen kommt am 22. in Geviertschein zum Sonnenball.

Hege und Jagd im November

Von Wilhelm Hochgrev

Der Nebelmond bietet dem Weidmann reichliche Jagdfreuden, er mahnt aber auch stärker den Heger. Bleibt das Wetter offen und weich, dann hats zwar noch keine Not; immerhin aber tut man gut, die dem Wilde bekannten Dauerfütterungen mit einigen Leckerbissen zu versehen; wenn hartes Wetter eintritt, muß das Wild sofort wissen, wo es etwas zu holen gibt. Beim ersten Schnee sind Schüttungen für die Rebhühner einzurichten. Von der Mitte des Monats an haben sie Schonzeit. Fasanen werden vom Oktober an regelmäßig gefüttert. Die Rehböcke habenmeist abgeworfen und sind jetzt unbedingt zu schonen. Weibliches Rehwild mit Ausnahme der in den meisten Bezirken dauernd geschonten Kitze wird nur auf der Pürsch und nur mit der Büchse abgeschossen. Der Abschuß mit der Schrotflinte und auf Treibjagden ist in vielen Landesteilen gesetzlich untersagt, leider nicht überall. Für den Rickenabschuß kommen nur gelte und kümmernde Stücke, auch Schmalrehe in Betracht. Beim Rotwilde gönnen wir den Hirschen Schonzeit. Ausnahmefälle kann man nur gelten lassen, wenn es sich um Kümmerer oder Schadhirsche handelt und solche, die keine Zukunft haben. Dagegen ist der November der Hauptmonat für den Kahlwildabschuß nicht zuletzt auch, weil das Wild jetzt noch gut im Wildbret ist. Die Kälber sind gut entwickelt und lassen sich auf ihren Zukunftswert ansprechen. Jagdlich ist der November hauptsächlich der Hasenmonat, die Zeit der Hasentreibjagden. Zweckmäßig werden erst die Holzjagden abgehalten. Auch das Buschieren in dem schon fast ganz blattlosen und übersichtlichen Walde mit dem guten Hunde bereitet köstliche Weidmannsfreuden. Fasan und Schnepfe und auch Reineke können die Strecke der Hasen und Kaninchen zieren. Wildenten werden am Einfall auf Bächen, Tümpeln und Torflöchern, sowie unter Masteichen erlegt. Die Birk- und Haselhähne schonen wir, wenn auch das Gesetz ihren Abschuß freigibt. Niemand kann ehrlich von einem Ueberfluß in den Beständen dieses Wildes sprechen.

Das Schwarzwild ist gut bei Wildbret, wird im Vorgefühl der nahenden Rauschzeit wohl auch schon reger und kann auf der Pürsch wie auf dem Ansitz sowie mit Hilfe von Treibern erlegt werden. Es hat sich nach den Obermast (Eicheln, Eckern, Kastanien) spendenden Forstorten hingezogen. Hier hält es der leckere Fraß länger fest, als es seiner sonst unsteten Art entspricht. Das Raubwild ist fest und dicht im Haar und kann nun mit seinem guten Balge den Schaden bezahlen, den es am Wildstande angerichtet hat. Wer ihm mit dem Fangeisen nachstellt, sei morgens früh auf den Beinen, um dem gefangenen Stück die Dauer seiner Qualen zu kürzen. Zu empfehlen sind die auf der Stelle tötenden Prügel- und Würgefallen und Schlagbäume, ferner die Kastenfallen, die lebend fange nund deshalb möglichst zweimal täglich nachgesehen werden müssen, da mit gefangenes „Nutzwild" rechtzeitig freigelassen werden kann. Für den Fuchs kommen alle diese Fallen weniger in Frage. „Seine" humanste Falle ist der Schwanenhals; von dessen Verwendung muß aber, falls sie nicht überhaupt gesetzlich verboten ist, wegen ihrer Gefährlichkeit auch für Menschen abgeraten werden. So bleiben Flinte und Büchse, vor allem die Idealwaffe des Niederwaldjägers im Winter, der Drilling, am geeignetsten zur Jagd auf die Rotkittel; Luderplätze, das Schneehemd und die Hasenquäke zum Reizen sind bewährte Mittel.

Alte Trinksitten

Seit Urzeiten hat der Wein in engem Zusammenhange mit Religion und Aberglauben gestanden. Und bei einem frohen Gelage liegt ein hoher Reiz in der Beobachtung von Formen und Zeremonien, die seit altersher mit dem Weingenuß verbunden sind. Zwar bekränzen wir unsere Becher nicht mehr mit Blumen oder Efeu, auch lassen wir den Wein nicht mehr nach Art der alten Römer im Rauchfang zur Reife kommen; doch die Sitte der Alten, vor dem Genuß von Wein den Göttern zu spenden, hat sich bis auf den heutigen Tag in Süditalien erhalten. Droht ein Gewitter, so pflegt der italienische Bauer einige Tropfen Wein auf den Herd zu spritzen, um die Gottheit des Unwetters gnädig zu stimmen. Auch in England hat sich eine aus den ältesten Zeiten stammende Sitte bis auf den heutigen Tag bewahrt. Nach der Hauptmahlzeit oder einem Festessen pflegen sich dort die Damen zuerst zurückzuziehen, während die Herren bei Portwein und Zigarren noch sitzen bleiben. Es ist nun eine ganz streng eingehaltene Gepflogenheit, den Portwein, vom Hausherrn angefangen, von links nach rechts herumreichen zu lassen, was zu der Absonderlichkeit führt, daß der an der rechten Seite des Hausherrn sitzende angesehenste Gast zuletzt bedient wird. Die Ansichten über den Ursprung dieser Sitte gehen auseinander, wahrscheinlich stammt sie von den alten Kelten wie Sir James G. Frazer, ein englischer Ethnologe, behauptet hat. Bei den Keltern herrschte der Aberglaube, daß alle Kreisbewegungen rechts herum vor sich gehen müßten, das heißt, eine im Kreise sich bewegende Person sollte die rechte Hand dem Mittelpunkt des Kreises zukehren. Dies war die glückbringende Richtung und wurde immer angewandt, wenn etwas un

Kreise herumgereicht oder getragen wurde. So, wenn ein Sarg um das offene Grab getragen wurde, bevor man ihn der Erde übergab. Auch der Diener, der die Gläser mit dem Wein den Gästen anbietet, geht rechts herum. Die englische Bezeichnung dafür ist „deiseal", abgeleitet von den keltischen Worten „deas" gleich rechte Hand und „iul" gleich Richtung. Mit dem Lauf der Sonne hat dies nichts zu tun, obgleich auch diese Erklärung oft gegeben wird. Uebrigens hatten auch die Griechen die Vorstellung, daß die rechte Seite die glückbringende sei. Wenn Ganymed oder Hebe im Olymp die Becher füllten, bewegten sie sich stets mit der rechten Seite zum Mittelpunkt des Tisches. Wir haben es hier mit uralten Anschauungen zu tun, die sich bis in die heutige Zeit hinein erhalten haben.

—⊡—

Herrenlose Millionen

In England verfallen Vermögen, auf die kein Erbe nach dem Tode ihres Besitzers Anspruch erhebt und die durch Testament nicht übereignet werden, der Krone. Oft handelt es sich um Millionen, die der Krone auf diese Weise mühelos zufallen. So starb im Jahre 1798 Maria l'Epine, die nach heutigem Gelde eine Summe von 1 850 000 Mark hinterließ, in einer Irrenanstalt. Ihr Vermögen wurde Admiral Lord Howe zugesprochen mit der Einschränkung, daß er es zurückgeben müsse, wenn sich jemand fände, der einen Rechtsanspruch auf die Hinterlassenschaft habe. Verschiedene Personen behaupteten, Anspruch auf das Vermögen zu haben, und etwa hundert Jahre lang wurde darum prozessiert. Da Lord Howe kinderlos starb, fiel das Vermögen wieder an die Krone zurück. Es ist inzwischen auf rund 55 Millionen angewachsen. Nachdem lange Zeit vergeblich viele Kirchenbücher durchsucht worden waren, fand sich in den Kirchenregistern von St. Marthins-in-the-Field aus dem Jahre 1761 die Trauung von Maria und Eduard l'Epine vermerkt. Auf Grund der Familienforschungen, die er an Hand dieser Eintragung anstellte, erhebt nun Lord Bangor Anspruch auf dieses Riesenvermögen, und es ist höchstwahrscheinlich, daß es ihm zugesprochen wird.

Selbstverständlich kommt es auch vor, daß solche Vermögen an Leute ausgezahlt werden, die keinen Anspruch darauf haben. Als ein gewisser Anton Mangini in England starb, kam verzweifelt eine Frau, die behauptete, seine Tochter zu sein. Da Mangini keinen letzten Willen hinterlassen atte, verfiel sein Vermögen der Krone. Zwanzig Jahre kämpfte die Frau um ihr Recht, auch andere Italiener meldeten sich. Endlich gelang es ihr, nachzuweisen, daß sie wirklich eine Tochter Manginis war. Sie erhielt etwa 1 250 000 Mark ausgezahlt. Als die Tochter Manginis im Alter von 90 Jahren kinderlos starb und kein Testament hinterließ, fiel das inzwischen auf über vier Millionen Mark angewachsene Vermögen an den Staat zurück. Wieder begann der Kampf um diese große Erbschaft. Das Gericht stellte fest, daß fünf Italiener namens Freccia, Nachkommen des Antonio Mangini aus St. Ilario bei Genua, als Erben in Frage kämen. Kaum hatten zwei Freccias ihren Anteil am Vermögen erhalten, als ein Makkaronihändler, der zufällig in den Archiven von Genua schmökerte, fand, daß Mangini, nicht in St. Ilario, sondern in Quarto geboren war. Das Gericht entschied schließlich, seine erste Entscheidung solle aufrechterhalten bleiben, — wahrscheinlich in der Annahme, daß es schwer sein würde, die Freccias zur Herausgabe des Geldes zu bewegen.

In einem anderen Falle schreckten die Glücksjäger nicht vor schwerer Urkundenfälschung sogar in Kirchenbüchern zurück, um so eine Grundlage für ihre unberechtigten Ansprüche zu schaffen. Einige hatten sich sogar falsche Trauscheine angefertigt und diese zwischen die Originaltrauscheine der in Frage kommenden Kirchengemeinden geschmuggelt!

Daß jemand absichtlich kein Testament hinterläßt, um seine mutmaßlichen Erben miteinander in Streit zu bringen, dürfte wohl nicht allzu häufig sein. In Warrington starb ein gewisser Harrington, der über 2 Millionen Mark, aber kein Testament hinterließ. Es meldeten sich im Laufe der Zeit nicht weniger als fünfhundert Personen mit dem Namen Horrington, die sämtlich Anspru chauf das Erbe erhoben.

Schwierig ist der Nachweis selbstverständlich da, wo der Erblasser aus bestimmten Gründen seinen Namen gewechselt hat und keinen Wert darauf legt, seine Herkunft jedermann auf die Nase zu binden. Sophie Daw, die Tochter eines Fischers, war auf einer Bauernwirtschaft in der Nähe Newports tätig, wohin man sie vom Arbeitshause auf der Insel Wight als Dienstmagd geschickt hatte. Die Arbeit behagte ihr nicht; sie ging nach London und handelte mit Apfelsinen, hielt sich später längere Zeit in Paris auf, kehrte nach London zurück und verheiratete sich mit einem französischen Adligen, dem Baron de Feucheres. Bei der Trauung gab sie an, die Tochter von Richard und Jane Dawes aus Poplar Row zu sein, da sie kein Interesse daran hatte, ihrem Ehegatten ihren früheren Aufenthalt im Arbeitshause auf der Insel Wight zu gestehen. Sie ging nach Paris zurück und spielte hier in der Gesellschaft eine nicht unbedeutende Rolle. Später erbte sie über 10 Millionen Mark von einem reichen Franzosen, kehrte nach England zurück und kaufte hier eine Reihe von Grundstücken. Sie lebte mit ihrer Mutter zusammen, beide starben kurz hintereinander im gleichen Jahre. Um die Behörden abermals irrezuführen, gab die Tochter bei der Ausstellung des Totenscheines an, ihre Mutter sei unverheiratet gewesen. Sophie Daw alias Dawes hinterließ über vier Millionen Mark. Da sie keine letztwillige Verfügung darüber getroffen hatte, fanden sich wieder viele Menschen ein, die behaupteten, Nachkommen und Verwandte zu sein. Schließlich wurden die wirklichen Erben festgestellt, einige biedere Fischersleute, denen ganz unverhofft dieser Reichtum in den Schoß fiel.

—⊡—

Das älteste Findelhaus der Welt

In Madrid allgemein bekannt ist die Findelanstalt, so unverdient verkannt, vielfach ihre stille, segensreiche Tätigkeit mit ihren musterhaften Einrichtungen ist, und dies eAnstalt ist wohl die älteste ihrer Art. Sie wurde 1752 von einem Schweisternorden begründet ,vornehmlich um durch sie dem Zugrundegehen ausgesetzter Kinder entgegenzuarbeiten. Die Anstalt liegt zweckentsprechend in einem ausgesprochenen Armenviertel. Die nüchterne Außenfront ist wenig einladend, aber bei dem ersten Schritt über die Schwelle berührt eigenartig gewinnend die freundliche und doch ernste Ruhe der Schwestern, denen der Gesamtbetrieb der Anstalt anvertraut ist. Das Findelhaus besteht aus zwei räumlich mehr oder weniger getrennten Abteilungen. In dem eigentlichen Findelhaus finden unentgeltliche, bedingungslose Unterkunft und Wartung zunächst sämtliche durch die „Drehlade", über welcher der Spruch angebracht ist: „Von meinen Eltern verlassen, nimmt die Barmherzigkeit mich auf", der Anstalt selbst zugeführte Findlinge, ferner durch behördliche Vermittlung alle unversorgten Kinder von Madrid und seiner Provinz, Mädchen bis zum neunten, Knaben bis zum sechsten Lebensjahr. Die fürsorgliche Zweckmäßigkeit der ganzen Anlage erkennt man bei einem Rundgang durch die verschiedenen Anstaltsräumlichkeiten. Da ist zunächst die Aufnahmestation mit acht schneeweißen Betten, Nachttisch, mit Warm- und Kaltwasserleitung und der Büroeinrichtung, wozu vor allem zwei genau gehende Uhren und die Numerierungsmaschine für den Findling gehören. Verkündet die Glocke von der „Drehlade" neben dem Eingangsportal mit lautem Klang im Haus, daß ein neuer Findling Einlaß begehrt, so öffnet eilends die wachthabende Schwester die Lade und entnimt ihrem rosaseidenen Innern den Ankömmling. Unverzüglich wird dem Kinde seine Erkennungsbleiplombe, die „auf der einen Seite Jahr und Nummer, auf der anderen den Namen der Anstalt trägt, an schwarzer Seidenschnur am Hals befestigt. Dann erfolgt die Eintragung des Kindes in die Bücher, seine Reinigung, Einkleidung in Anstaltssachen und Unterbringung. Mit nicht unberechtigtem Stolz wird von den Schwestern der saubere Saal der Neugeborenen gezeigt. Lange Reihen von Schränken in den Nebensälen bergen die überaus reichen Schätze an Wäsch eFür eine so große Zahl von Kindern. Fast wie ein Schmuckkästchen ist der Saal für das Reinigen, Waschen und Anziehen der Kleinen. Durchschnittlich gehen der Anstalt jährlich etwa 1500 Kinder zu, unter denen die Verblichenen mit 25 vom Hundert überwiegen, so daß es oft unmöglich wird, allen Platz zu bieten. Daher werden auch Kinder außerhalb der Anstalt in Pflege gegeben. Erst zwei Jahre nachher ist eine Adoptierung des Kindes möglich, damit den Kindern eine Ausbildung nicht vorenthalten wird. Jede Adoptierung eines Findlings ist sofort annulliert, sobald seine Eltern Anrechte an ihm geltend machen. Die Säle der oberen Stockwerke sind den Erkrankten eingeräumt. Sie sind von gediegener Sauberkeit und gleichfalls mit allem nötigen Zubehör ausgestattet. Zwei Chefärzte nebst einer Reihe von Assistenzärzten teilen sich in den ärztlichen Anstaltsdienst. Der Gesundheitszustand in der Anstalt ist im allgemeinen dank der vorzüglichen Einrichtungen günstig. Fast die ganze Schulerziehung leiten die Schwestern. Hervorragendes wird in weiblichen Hausarbeiten geleistet. Ein Zögling kann aus der Anstalt nur ausscheiden, wenn er zu seinen Eltern zurückkehrt, adoptiert wird oder in einen geistlichen Orden eintritt; andernfalls verbleibt ihm die Anstalt zu lebenslänglicher Heimstätte. Die Anstalt ist der Provinzialverwaltung unterstellt, der die Unterhaltung, Leitung usw. obliegt. Das ansehnliche Privatvermögen dieser wohltätigen Anstalten beläuft sich auf etwa dreieinhalb Millionen Peseten. Die männlichen Findlinge sind in einem besonderen Bau untergebracht. Außer einem vielseitigen, gründlichen Schulunterricht genießen die Knaben je nach ihren geäußerten Wünschen in einer Reihe von Werkstätten unter der Anleitung von Werkmeistern die Ausbildung in einem Handwerk, ferner in Musik, im Bürodienst, in der Handelstätigkeit usw. derart, daß sie beim Ausscheiden aus dem Hospiz im zwanzigsten Lebensjahr, wenn sie nicht ins Militär, besonders als Musiker eingereiht werden auf Grund ihrer Durchbildung auf eigenen Füßen zu stehen vermögen. Vornehmlich von den Behörden werden viele in den Dienst genommen. Nicht weniger als 23 Lehrer und 12 Werkmeister leiten den Unterricht. Unentwegt hat jahrhundertelang die Anstalt, wohl das älteste Institut dieser Art, ein stilles Elend mit allen seinen Auswüchsen logischen Vernunftsgründen der Nächstenliebe ohne Scheu vor pekuniären Opfern und klerikalen Anfeindungen.

—⊡—

Vom Tabakbau

Der Besitzer einer Tabakpflanzung muß sich oft wie ein Krankenwärter vorkommen, denn der Tabaksamen, von dem 15 Gramm rund 40 000 ausgewachsene Pflanzen ergeben, ist so zart wie ein krankes Kind. Diese winzig kleinen Körner werden zunächst in Warmbeeten ausgesät, in denen die höchst empfindlichen Sämlinge steter Pflege bedürfen. Nach zwei Monaten werden sie verpflanzt, was ebenfalls große Sorgfalt erfordert. Nach weiteren zwei Monaten beginnen die unteren Blätter sich zu entwickeln. Wenn es sich um edlere Tabaksorten handelt, werden diese Blätter bald nach der Reife abgenommen und gesondert behandelt. In der Regel erfolgt das Pflücken jedoch erst, wenn auch die mittleren Blätter gereift sind. Dann schlägt man die ganze Staude ab und läßt sie verwelken. Um für den Raucher genußfertig zu werden, muß der Rohtabak noch drei verschiedene Behandlungen erfahren: Trocknen, Gären und Reifen. Während man den Rohtabak früher meistens in der Sonne trocknete, ist heute die künstliche Trocknung am offenen Feuer oder in besonderen Trockenhäusern üblicher, wobei die Blätter mit bestimmten Unterbrechungen vier oder fünf Tage lang über einem kleinen Feuer aufgehängt werden. Nach vier bis fünf Wochen derartiger Behandlung werden sie zu zehn oder zwölf gebündelt und in zwei Meter hohen Reihen gelagert. Hier geht nun in ihnen die Gärung vor sich, die etwa einen Monat dauert. Nach Ablauf dieser Zeit werden die Blätter, die jetzt ein einheitliches Braun zeigen, nach verschiedenen Gesichtspunkten wie Qualität, Farbabstufung usw. sortiert und dann einige Jahre lang in mäßig erwärmten Lagerhäusern untergebracht bis sie die zur Verarbeitung nötige Reife erlangen.

—⊡—

Vom Tee

Der Tee, jenes aromatische, duftende Getränk des fernen Ostens, ist im Gegensatz zum Kaffee, der sich die Gunst aller Schichten der Völker des Erdballs zu erobern gewußt hat, nie ganz Weltbürger geworden. Er hat immer eine gewisse, aristokratisch-exklusive Stellung unter den Genußmitteln eingenommen, was schon in der Schwierigkeit seines Anbaues, seiner fachkundigen Bearbeitung und Versendung und nicht zuletzt auch in der besondere Sorgfalt erheischenden Zubereitung begründet liegt. Als wirkliches Nationalgetränk ist der Tee auch heute nur in seiner ursprünglichen Heimat, also in China und Japan, anzusehen, wo das Teetrinken allerdings seit undenklichen Zeiten mit jener merkwürdig überfeinerten, ästhetischen Kultur betrieben wird, die einst sogar die Europäer in Erstaunen setzte, als sie in ihrer Bewunderung z. B. in den harten Kriegsjahren besondere Zuteilungen an Tee und Kandiszucker („Klumtje" genannt) erhielt, als im übrigen Reiche schon längst nichts anderes mehr als deutscher Feld-, Wald- und Wiesentee getrunken wurde. Wer einmal ein auf ostfriesische Art zubereitetes „Köpphe Tee" mit dicken Schneewolken und dem über den Tassenrand hinausragenden Stück „Klumtje" genossen at, wird dem Ostfriesen seine Vorliebe für das Chinesengetränk nachfühlen können. Freilich entfernt er sich mit dieser Art Zubereitung immer mehr von dem Chinesen, der wie der Japaner den Tee ohne jeden Zusatz genießt, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß der Tee, der durch die Behandlung und den Ueberseetransport erheblich an Güte verliert, in seinem Heimatlande bedeutend wohlschmeckender und aromatischer ist als bei uns Hierin liegt wohl auch die Erklärung für die merkwürdige Beobachtung, daß Chinesen und Japaner sich das Teetrinken so schwell abgewöhnen, wenn sie auf längere Zeit unter uns Abendländern Aufenthalt zu nehmen gezwungen sind.

—⊡—

Die Freimaurer-Gesellschaft der Neger

Unter den Negern des Rio Nunez in Afrika besteht eine geheime Gesellschaft, bei der berühmte Forschungsreisende eine Aehnlichkeit mit der Freimaurerei gefunden haben. Das Haupt dieser Gesellschaft, Simo genannt, übt eine richterliche und gesetzgebende Gewalt aus. Er hält sich in den Wäldern auf und hat ein großes Gefolge von jungen Leuten, die aber nur teilweise in seine Mysterien eingeweiht sind Für jeden Nichteingeweihten ist er unsichtbar. Wenn er sich zeigt, so geschieht es unter allerlei Verkleidungen, bald mit einem Pelikangesicht, bald in Tierhäuten vermummt, bald vom Kopf bis zu Fuß mit Baumblättern bedeckt. Wollen Eltern ihre Kinder Mitglieder der Gesellschaft werden lassen, so verabreden sich mehrere Familien und machen dem Simo die Anzeige. Dieser begibt sich verkleidet an den Ort, wo die Knaben versammelt sind, um sie zu beschneiden. Dies ist dann ein großes Fest, das zwei bis drei Tage dauert und dem niemand als die 12—14jährigen Kandidaten beiwohnen dürfen. Nach diesem Akt der Weihe, der bei Fetischnegern auffällt, findet zwischen ihnen und ihren Familien 7—8 Jahre lang keine Verbindung statt. Diese Zeit soll zu ihrem Unterricht erforderlich sein. Sie wohnen in kleinen Hütten von Baumzweigen, wo sie ein ziemlich müßiges, sonst aber nicht unangenehmes Leben führen, da für ihre Bedürfnisse gesorgt ist. Außer einem Bund von Palmblättern, zur Bedeckung der Schenkel, gehen sie vollkommen nackt. Begegnen sie jemand im Walde, so fordern sie ihm das Losungswort ab. Kann er es nicht angeben, so fallen sie über ihn her, prügeln ihn tüchtig durch und lassen ihn nicht früher frei, als bis er ein ansehnliches Lösegeld entrichtet hat. Ein nichteingeweihter Knabe, der in ihre Hände gerät, wird ohne weiteres beschnitten und eingeweiht. Keine Frau darf sich in ihre Nähe wagen, wenn sie sich nicht den gröbsten Mißhandlungen aussetzen will. Um die Glieder der Verbindung wieder in den Kreis ihrer Verwandten zurückzuführen, schickt man ihnen mit kupfernen Schellen besetzte Negerschürzen und Geschenke von Tabak und Rum für ihre Vorsteher. Dies ist der einzige Fall, wo der Simo öffentlich erscheint. Ein Geheul, in welches die Jünger mit Kuhhörnern einstimmen, zeigt seine Ankunft an. Ohne dieses Geheul würde es niemand wagen, ihn anzublicken, da der Glaube herrscht, sein Anblick bringe Unglück. Es werden dann einige Tage mit Tanzen, Singen und Essen zugebracht, wobei der Palmwein nicht gespart wird. Die Weiber treten tanzend vor den Simo und werfen ihm Kalabassen mit Reis zu. Eltern, die dem Simo kein Geschenk machen können, müssen ihre Kinder wieder 7—8 Jahre ihm überlassen. Doch sind letztere nicht abgehalten, ihre Familien bei der Regenzeit bei der Feldarbeit zu unterstützen. In den Dörfern erkennt man die Wohnungen der Mitglieder des Bundes an einem Baum oder Pfahl, den sie vor ihrer Tür aufpflanzen und woran sie einen Fetzen weißen Tuchs aufhängen. Beides, den Baum oder Holz, bekommen sie als Geschenk von ihrem Herrn und Meister, weshalb sie es auch Simo nennen. Es ist dies ihr Fetisch, bei dem sie schwören, zu dem sie beten, dem sie opfern, an den sie sich wenden, wenn ihnen etwas gestohlen wird.

—⊡—

Ein wilder Kampf

Ein Fischer, der an einem der kanadischen Seen in einer stillen waldumsäumten Bucht seine Angeleinen einziehen wollte, nahm seine Entenflinte mit, deren beide Läufe mit Schrot geladen waren, um hoffte eine Wildgans erlegen zu können. In der Bucht angekommen, entdeckte er ein Lager mit vier kleinen Wölfen die Alte mußte wohl auf der Jagd sein. Einen Dollar zahlte der Regierungsagent drüben im Dorf für jeden jungen Wolf; also hier vier Dollar. Das war ja mehr als er in zwei Tagen beim Fischen verdiente! Er zog das Messer aus dem Stiefelschaft; vier Stiche und die Raubtierbrut existierte nicht mehr. Dann band er die Hinterläufe zusammen, warf die Beute über die Schulter und begab sich eilig auf den Rückweg zum Boot. Kaum hatte er zwanzig Schritte getan, so hört er hinter sich Zweige knacken, und ein heiseres heulen gab ihm die Gewißheit, daß die alte Wölfin den Raub entdeckt hatte. Er rannte aus Leibeskräften zum Boot, die Wölfin in langen Sätzen hinter ihm her. Dreißig Schritte vom Boot entfernt, hatte sie ihn beinahe erreicht. Kurz entschlossen, warf er die Jungen fort. Die Wölfin blieb stehen, beroch sie, drehte sie mit der Schnauze um und erkannte scheinbar, daß sie tot waren. Inzwischen hatte der Fischer sein Boot erreicht, stieß in fliegender Eile vom Ufer ab und glaubte sich in Sicherheit. Dann schoß er den einen Lauf auf das Tier ab der Schuß ging zu hoch und riß nur ein paar Fetzen aus dem Fell; einige Schrote mußten aber doch ins Fleisch getroffen haben. Die Wölfin heulte auf, drei Sätze brachten sie aus Wasser; wie rasend stürzte sie hinein und schwamm auf das Boot zu. Der Geifer lief ihr aus dem Maul, ihre Augen glühten wie Kohlen, und ein Streifen Blut färbte das Wasser hinter ihr rot. Der Fischer riß die Flinte an die Wange. Wieder dröhnte sein Schuß über das Wasser. Doch mit Entenposten konnte man keinen Wolf erlegen! Die Schrotkörner rissen dem Tier ein Ohr weg zerfetzten ihm die Nase und Schnauze, blendeten es auf einem Auge und machten es toll vor Wut und Schmerz. Schon war der Wolf am Boot; er faßte den Rand mit den Tatzen und riß ein Stück der Bootswand mit den Zähnen aus. Der Stoß ließ den Kahn schwanken, der Hieb mit dem Kolben ging fehl und zerschmetterte nur eine Pfote. Das Tier machte verzweifelte Anstrengungen, um ins Boot zu gelangen. Der Fischer schlug mit aller Kraft den Kolben auf den Kopf. Der Schlag betäubte das Tier für einen Augenblick, doch riß der Schwung den Fischer um. Das Boot kenterte. Verzweifelt strebte der Mann dem Ufer zu. Als er endlich Boden unter den Füßen spürte, hatte ihn der halbblinde Wolf erreicht. Mit letzter Kraft riß da der Fischer sein Messer aus dem Schaft und stieß es dem Tier in den Hals. Dann stolperte er ans Ufer und brach dort zusammen. Der Wolf verendete wenige Schritte von ihm. Am anderen Morgen drückte der Regierungsagent dem Fischer sieben Dollar in die Hand. Die alte Wölfin hatte eine Länge von über zwei Meter. Ein größeres Tier wurde in diesem Jahr in Kanada nicht geschossen.

—⊡—

Die Kuh des Geschworenen

In Thingtown (U. S. A.) soll die erste Schwurgerichtssitzung des Jahres eröffnet werden. Als erste Sache steht die Verhandlung gegen einen Einbrecher an, eine Angelegenheit, die in der ganzen Presse viel Staub aufgewirbelt hat, zumal bei der Verfolgung des Verbrechers ein Schutzmann sein Leben lassen mußte. Der Zuschauerraum ist daher wie immer bei solchen Gelegenheiten voll besetzt. Zuerst schreitet man zur Auslosung der Geschworenen. Bei den meisten gibt es keine Schwierigkeit, nur ab und an sucht sich jemand unter mehr oder weniger stichhaltigen Gründen seiner Bürgerpflicht zu entziehen. Er drängt sich durch die Umstehenden bis nach vorn, leistet, wie das Gesetz es verlangt, seinen Eid und erklärt dann, durch „höhere Gewalt" verhindert zu sein, sein Amt als Geschworener auszuüben. „Euer Gnaden", erklärt er dem Richter, „ich wohne in Hilltown, wo ich eine ausgezeichnete Kuh im Stalle habe, eine Perle von einer Milchkuh. Diese Kuh hat nun eine ganz besondere Eigenart: sie läßt sich unter keinen Umständen von irgend jemand anders als von mir persönlich melken. Nicht daß ich gerade ein besonders geschickter Melker wäre; ich verstehe das nicht besser als jeder andere; aber die Kuh läßt niemand sonst an sich heran kommen. Nun wird man mir nicht verübeln, daß ich nicht gern der vielen schönen